



STEFAN KUTZENBERGER

Die Liste der Lebenden

*Gedruckt mit freundlicher Unterstützung von
Stadt Wien Kultur.*



Druckprodukt mit finanziellem

Klimabeitrag

ClimatePartner.com/17357-2601-1012



Copyright © 2026 Picus Verlag Ges.m.b.H.

Friedrich-Schmidt-Platz 4/7, 1080 Wien

info@picus.at

Alle Rechte vorbehalten

Grafische Gestaltung: Buntspecht, Wien

Umschlagabbildung: ChatGPT

Druck und Verarbeitung:

Florjančič Tisk d.o.o., Maribor

ISBN 978-3-7117-2167-9

Informationen über das aktuelle Programm
des Picus Verlags und Veranstaltungen unter

www.picus.at

© 2026 Picus Verlag Ges.m.b.H.

STEFAN KUTZENBERGER

Die
Liste
der
Lebenden

ROMAN

PICUS VERLAG WIEN

© 2026 Picus Verlag Ges.m.b.H.

Da bin ich nun, mein lieber Andersen, blicke um mich und weiß nicht, wer ich war. Ich kenne kein Wie, kein Warum, kein Wohin, nur eines bleibt beständig: Ich denke an Sie. Das kann ich mir nicht abgewöhnen, nicht einmal hier, am anderen Ende der Welt. Es ist dies freilich keine Unart, sondern einfach Teil meines Lebens. Nach all den Jahrzehnten, in denen wir uns Hunderte und Aberhunderte Briefe geschrieben haben, steht über allem, was ich erlebe, automatisch die Frage: Wie würde ich das Andersen erzählen?

Ja, wie würde ich Ihnen das nun also erzählen?

Beginnen müsste ich mit dem Teil, den Sie ohnehin zur Genüge kennen, dass mir die sinnentleerten Gespräche der bürgerlichen Salons nämlich schlicht unerträglich geworden sind. Ich war gut darin, sagte die richtigen Sätze und wurde von den anderen verstanden, während ich selbst immer weniger wusste, wovon ich gerade sprach. Das kann doch nicht alles sein, sagte ich mir, verlangte nach mehr – und bekam mehr! In der Tat, lieber Andersen, ich bekam in den letzten Tagen mehr Leidenschaft als andere in einem ganzen langweiligen dänischen Leben, und in den letzten Stunden mehr Tod und Verderben als so mancher Soldat im Gemetzel an der Front. Aber auch das gehört wohl dazu, wenn man ein Mensch werden will. Natürlich frage ich mich jetzt, warum ich unbedingt auf diesen verwunschenen Dampfer hatte steigen müssen. Andererseits

hatte ich keine Wahl, ertrug mein altes Leben schlicht nicht mehr, diese narkotisierenden Kopenhagener Konventionen, deren Verlauf man im Voraus präzise aufzeichnen kann. Es ist, wie auf Reisen zu gehen und schon vor der Abfahrt jede Sehenswürdigkeit, jede Mahlzeit, jede Übernachtung fixiert zu haben. Und doch reisen die meisten genau so, auch wenn es schlichtweg falsch ist, denn sowohl das wahre Reisen als auch das wahre Leben funktionieren so nicht, halten sich nämlich nie an unsere Pläne. Sobald man aufsteht und das Haus verlässt, nimmt das Leben den Lauf der Dinge selbst in die Hand, man kann zwar planen und nochmals planen, doch das Dritte wird geschehen. Es kommt mir oft sogar vor, dass es gerade so ist, dass genau das, was wir erträumen oder planen, von der Realität ausgeschlossen wird. Mir zumindest ist noch nie ein Traum in Erfüllung gegangen. Oh, hätte ich doch nur die Katastrophe geträumt! Wäre sie dann nie eingetreten? Aber diesen Horror hätte ich mir wohl niemals vorstellen können. Schauen Sie mich doch an! Oder lieber nicht, zu beschämend wäre das für uns beide.

Trotzdem wird mir nichts anderes übrig bleiben, als Ihnen zu berichten, was passiert ist, Ihnen zu berichten, was mich in diese schmachvolle Lage versetzt hat, in einen Zustand so peinlich, dass ich ihn unmöglich aussprechen kann. Im Angesicht der Katastrophe ist es natürlich gänzlich unbedeutend, doch von Ihrem Schreibtisch in Kopenhagen aus gesehen wäre ich Anlass zum größten Skandal, selbst wenn es um weitaus Wichtigeres ginge, um das Überleben nämlich. Trotz allem mache ich mir Sorgen, was geschehen würde, sollte man mich retten. Ich kann eben nicht aus meiner Haut und bleibe das Fräulein Jette aus dem feinen Haus Wulff. Welch Hohn das doch ist!

Entschuldigen Sie, wahrscheinlich verstehen Sie kein Wort meiner Gedanken, die ich so verwirrt an Sie richte. Es ist schon gut, dass ich sie niemals zu Papier bringen werde. Womit beginne ich also? Wohl mit dem Beschämendsten. Ich mache es kurz, so wie man ein Haar ausreißt oder den Verband mit einem Ruck von der Wunde löst. Also ... nun, sehen Sie, wie soll ich sagen. Ich bin ..., kann es kaum aussprechen, überwinde mich, ist ja nur ein Satz, fasse Mut, atme tief ein und gebe bekannt: Ich bin nackt. Jetzt ist es heraus, und Sie mögen sich lachend, errötend oder schockiert abwenden und hoffentlich nicht ausmalen, wie das aussehen mag – Ihre kleine, unschuldige Jette, nackt. Bevor Sie sich aber empören, muss ich das eigentlich Wichtigere berichten: Ich treibe auf einem Brett, genauer gesagt auf einer Tür, dem brennenden Schiff entrissen, wohl eine Tür aus dem Lagerraum, denn unsere Türen der ersten Klasse waren größer, mit reichen und schweren Ornamenten verziert. Weil, ja, ich habe vergessen vorzuschicken: Unser Schiff ist in Brand geraten. Mitten auf dem Atlantik, fünf Tagesreisen von New York entfernt. Gerade noch plauderte ich freundlich mit einer jungen Frau namens Hansi an Deck, sie trug ein weißes Sommerkleid, der Himmel war mild und blau, das Meer endlos und still, die Maschine monoton stampfend. Im nächsten Augenblick stand die Welt in Flammen. Menschen zertrampelten Menschen, Schüsse fielen, eine tiefschwarze Rauchwolke verschluckte die Lebenden und spie sie verächtlich als Tote wieder aus. Die Leute warfen sich über Bord, springen immer noch, wie ich gerade vor mir sehe, sie stürzen brüllend und brennend ins Meer, prallen hart auf der Oberfläche des gleichgültigen Ozeans auf, kleine, spritzende Wellen schlagend. Auch ich bin gesprungen, doch kontrolliert und mit einem Ziel, nämlich die Tür zu erreichen, die träge auf der Meeresoberfläche schaukelte. Und auf dieser Tür

liege ich nun, nackt, gleich einem Schinken auf einem Servierbrett. Warum ich nackt bin, muss ich auch noch erklären, es hat mit dem Mädchen Hansi zu tun, aber man kann ja nicht alles gleichzeitig sagen, irgendwo muss man doch anfangen und dann schrittweise die Dinge nachreichen, wobei ich nicht weiß, in welcher Reihenfolge. Ich kann mir kaum vorstellen, dass Kopenhagen in diesem Moment existieren soll, dass im Nyhavn geschäftig ein Schiff entladen wird, während dieses hier vor meinen Augen verbrennt. Wie soll ich in so einer Situation erraten, was für Sie wichtig ist, um meine Lage zu verstehen? Erstaunlicherweise spüre ich keine Angst und verspürte auch keine, als das Feuer an Bord ausgebrochen ist und Hunderte von Menschen von einem Augenblick zum anderen verzweifelt versuchten, ein Rettungsboot zu erreichen.

Bin ich gefühlskalt, lieber Andersen? Bin ich ein schlechter Mensch, weil mich weder mein naher Tod noch der meiner Mitmenschen erschüttert? Diese Fragen sind mir nicht neu. Als mein Bruder vor zwei Jahren neben mir starb, elendiglich zugrunde ging, sich vor Schmerzen krümmend in Fieberträumen wälzte, mit vor Horror weit aufgerissenen Augen meine Hand fasste und sie wie der Leibhaftige selbst krallte, da wusste ich, dass dies schrecklich war, wohl das Schrecklichste, was mir je widerfahren war, ich wusste auch, dass ich den Tod meines Bruders nie überwinden würde, aber ich spürte es nicht! Nie habe ich dies jemandem gestanden, zu ungeheuerlich ist es. Nun spreche ich es aber deutlich aus: Als mein geliebter Bruder starb, saß ich neben ihm, sah ihn an, sah seine Verzweiflung, seinen Schmerz, seine Angst, und fühlte ... nichts. Irgendwann in den langen Jahren meines Lebens musste etwas in mir zerbrochen sein, wodurch ich zu einem gefühllosen Monster geworden war, das selbst das Sterben des eigenen Bruders nur wie ein gleichgültiger Beobachter verfolgte. Nicht, dass mich

der Tod Christians nicht völlig aus der Bahn geworfen hätte, war mein Leben danach doch fast nicht mehr zu ertragen und mir die Sinnlosigkeit des Daseins so deutlich geworden, dass ich mich kaum mehr Christin nennen dürfte, aber im Moment selbst, im Moment des größten Schreckens blieb ich gänzlich unberührt. Verstehen Sie das? Vielleicht ist das auch die Erklärung dafür, warum ich so oft das Gefühl habe, niemals etwas zu erleben, überhaupt noch nie etwas erlebt zu haben. Wenn ich von einer großen Weltreise zurückkomme, kann ich meinen schnatternden Bekannten daheim nur wenig berichten, nichts schien mich wesentlich berührt zu haben. Umso ausführlicher erzählen sie mir daraufhin von den unsinnigsten Kleinigkeiten, die in meiner Abwesenheit geschehen oder vielmehr nicht geschehen waren, denn in Kopenhagen geschieht in der Tat nie etwas. Auf der nun vor mir abfackelnden »Austria« allerdings hoffte ich zum ersten Mal, dass ich mich geändert hätte. In den letzten zehn Nächten an Bord lernte ich zu fühlen, Gefühle an mich heranzulassen, ganz nah, so nah, dass es näher nicht mehr ging, tief in mich hinein. Ich dachte, dass ich endlich ein menschlicher Mensch geworden sei, einer, der im Augenblick lebt und fühlt und spürt. Doch dann war wieder nichts: Inmitten des höllischen Chaos' des brennenden Schiffes blieb ich distanziert, es war, als hätte sich etwas in mir verschoben, als hätte sich mein Geist von mir gelöst und mich zielstrebig, ohne Furcht oder jedes andere Gefühl zu empfinden, die Flammen überleben lassen. Wie von einer fremden Hand gepackt wurde ich gelenkt und war doch noch nie so sehr in mir selbst, habe noch nie so wach über mein eigenes Schicksal bestimmt. Ist das nicht eigenartig? Es ist im Kern die große Frage, die unser Leben bestimmt: Haben wir einen freien Willen oder werden wir von einer höheren Macht geführt? Meine Antwort darauf wäre nach diesem Erlebnis: beides. Ergibt das Sinn? Sie sehen,

wie verwirrend das alles ist. Noch immer empfinde ich aber nichts, die Situation ist so unvorstellbar, dass meine Gefühle mit dem Schrecken der Schiffskatastrophe nicht mithalten konnten, vielleicht an Bord geblieben sind, während ich ins Wasser sprang. So spüre ich nun nur die Sonne auf meinem Körper, die Sonne, die ich mein Lebtag lang noch nie so direkt an mich herangelassen habe, wie tröstend sie doch ist, und wären da nicht diese tödlichen Umstände, dann wäre das Gefühl von Sonne und Salzwasser auf der Haut wohl gar nicht unangenehm. Warum genießen das nicht mehr Menschen? Es tut gut, all die Kleider und Unterkleider loszuwerden. Solange man nicht gerettet wird. Matrosen würden nach mir fassen, mich auf ein volles Rettungsboot zerren, wo ich nackt Leib an Leib mit anderen ausharren müsste. Welch Grauen! Jetzt musste ich selbst über meinen übertriebenen Ausruf lachen, wie wenig haben diese gewohnten Reaktionen und Gepflogenheiten doch mit meiner Situation, mit dem echten Leben zu tun. Nachdem Rettung aber ohnehin ausgeschlossen ist, kann ich ruhig und nahezu fröhlich, frei von falschen Hemmungen, meinen Körper die Sonne grüßen lassen. Oder ist es umgekehrt die Sonne, die meinen Körper grüßt? Ein erstes und letztes Mal, bevor er für immer verschwindet, mein Körper, während sie, die Sonne, ewiglich weiterstrahlt und mich morgen vergeblich suchen wird.

Was ich Sie fragen wollte: Erinnern Sie sich an das Märchen Däumelinchen? Natürlich tun Sie das, haben es doch selbst geschrieben! Däumelinchen wird da auf einem Seerosenblatt ausgesetzt und sie bekommt riesige Angst, weil rund um sie nur Wasser ist. Wie kann es sein, dass Sie Ihr Däumelinchen allein in einem großen Teich aussetzten und genau dort finde ich mich jetzt wieder? Denn natürlich weiß ich, dass ich Vorbild für das reine, kleine Mädchen des Märchens war, alle, die mich

kennen, wissen das, auch wenn Sie nie mit mir darüber gesprochen haben und ich nun kein kleines, hilfloses Mädchen mehr bin, sondern eine Frau, zwar immer noch klein, aber durchaus in der Lage, für mich selbst zu bestimmen. Und so habe ich mich gegen Ihre gut gemeinten Ratschläge, nicht nach Amerika auszuwandern, durchgesetzt. Im Märchen wird die Kleine von einem Schmetterling in Sicherheit gebracht und eine Abenteuerreise beginnt. Doch hier, wer sollte mich hier retten? Also liege ich ohne Hoffnung, aber auch ohne Verzweiflung, auf der schaukelnden Tür und spüre das Brennen des Salzes auf meiner Haut. Was aber wirklich brennt, ist das Schiff vor mir. Auf so etwas wären Sie doch bei aller Fantasie nie gekommen, nicht wahr? Man kann sich das Leben eben nicht nach vorne vorstellen, nur nach hinten kann man es betrachten, den Weg durch all die Möglichkeiten bahnt es sich schon selbst. Ganz so, wie auch Ihre Märchen ihren Lauf selbst bestimmen, wie Sie mir anvertraut haben. In der *Schneekönigin* machen Sie das für alle deutlich: »So! Nun beginnen wir. Wenn wir am Ende der Geschichte sind, wissen wir mehr«, und dann folgen wir dem Mädchen Gerda und dem Knaben Kai, die zwar nicht Bruder und Schwester sind, sich aber ebenso lieb haben, und wir ziehen mit ihnen in den hohen Norden bis ins Reich der Schneekönigin, um dann am Ende doch wieder in ihrem dänischen Dorf zu landen, wo sie plötzlich erwachsen sind, und es ist Sommer und sie kommen einander näher, immer näher. Zaghaft nehmen sie sich bei den Händen, verschränken zärtlich ihre Finger und schauen einander so tief in die Augen, dass die Zeit einen Herzschlag lang stillzustehen scheint. Tun das erwachsene Geschwister? Aber auch diese Szene wurde Ihnen wahrscheinlich von einer geheimnisvollen Göttin diktiert, einer Göttin, die tief in Ihrer Seele schlummert und sich allein durch Ihre Märchen zu erkennen gibt, sodass man Sie durch

Ihre Märchen besser kennenlernen kann, als würde man einen Abend mit Ihnen verbringen. Verzeihen Sie mir diese Bemerkung? Oder ist sie ohnehin ein Kompliment? Man muss tief in seine Seele hinabsteigen, um sich selbst erkennen zu können. Darum möchte ich die dreizehn Tage an Bord der »Austria« noch einmal vorbeiziehen lassen, so viel ist geschehen, so wenig hatte ich Zeit, mir Gedanken darüber zu machen. Und jetzt wird diese Zeit knapp, so knapp, dass ich nicht weiß, ob sie ausreichen wird, mir klar zu werden, was in diesen Tagen, und vor allem Nächten, alles passiert ist und was das alles mit meinem Leben, das nun zu Ende gehen wird, zu tun hat. Zahlt es sich noch aus, abergläubisch zu werden? Heute ist der 13. September 1858, Montag, kein Freitag. Am 18. September hätten wir New York erreichen sollen, welch schönes Datum. Ich versuche nun, meine Position zu verändern, die Tür drückt auf meiner nackten Haut.

Denken Sie eigentlich an mich? Wahrscheinlich geht es Ihnen aber wie mir, die Gewohnheit des Briefeschreibens ist so groß, dass Sie gar nicht aufhören können, mir weiterhin Ihre so eitlen, selbstgefälligen und gleichzeitig so feinen und klugen Briefe zu verfassen. Zu gut kann ich mir vorstellen, wie Sie in Ihrer kalten Stube gebückt über dem Schreibtisch sitzen und sich wehleidig beklagen, dass Sie keine Nachricht von mir bekommen haben, bevor ich zu dieser letzten großen Reise aufbrach.

Meine liebe Freundin,

einäugig späht der Mond durchs Fenster auf meinen Schreibtisch, wo er enttäuscht keinen Brief von Ihnen findet. Ihr Bruder und Ihre Schwester haben zwei Tage hintereinander

Nachrichten aus Deutschland von Ihnen erhalten. Sie werden wohl verstehen, wie betrübt und verärgert ich bin, dass Sie Ihre Geschwister mit Nachrichten verwöhnen und mir kein Wort gönnen. Ich hatte Ihnen doch ausführlich aus Dresden geschrieben, warum ich Sie nicht in Liebenstein besuchen kommen konnte. So sehr litt ich unter Abszessen in den Achselhöhlen, so sehr sehnte ich mich nach Hause, dass ich vorzog, die marternde Kutschenfahrt zu Ihnen nicht in Angriff zu nehmen. Zwar hatte ich versprochen, Sie zu besuchen, Sie zu verabschieden, Sie an den Hafen von Hamburg zu begleiten, bis zum Segeldampfschiff »Austria«, ich weiß ... Wie schrecklich und bang müssen Ihre letzten Tage im düsteren Thüringen gewesen sein, und ich konnte Sie nicht trösten! Mein Siechtum verlangte sein Opfer, das werden Sie gewiss verstehen. Andernfalls hätte ich Sie zweifellos an die Elbe gebracht, an Deutschlands große Straße, breit wie ein Ozean! Stattdessen ging es in kleinen Abschnitten nach Hause, einen Tag nach dem anderen, bis ich endlich Kopenhagen erreichte, wo ich mich drei Tage lang auf dem Sofa pflegen ließ.

Jetzt bin ich wieder reisefähig und werde die Stadt bald verlassen, die Landluft ruft. Noch kann ich mich aber nicht dazu überwinden, denn die spanische Tänzerin Pepita ist in Kopenhagen und tanzt jeden Abend. Siebenmal habe ich sie schon gesehen, und ihre Darbietung ist vom Schönsten, das ich je erleben durfte. Das ist Tanz! Das sind Stellungen! Hier sieht man Formen und Schönheit! Natürlich gab es sofort Leute, die an ihr etwas auszusetzen hatten, die sie alt nennen, weil sie schon über dreißig ist, aber ich finde sie immer noch vollkommen.

Vor vielen Jahren hatte ich Pepita an Bord eines Dampfschiffs nach Kiel kennenlernen dürfen. Damals war es nicht sie, die tanzte, sondern unsere dänische See, und wie! Sturzflut auf Sturzflut schlug über das Deck, der Wind heulte, alles klirrte

und krachte, jede Planke ächzte, auch die schöne Spanierin, und sie zog sich in ihre Kabine zurück, die, oh Wunder, eine Wand mit der meinen teilte. Welch seltsame Welt ist doch ein Schiff! Rechts trennt eine Planke uns vom Wellentod, links kann ein andres dünnes Brett uns vom Schoß des Paradieses abhalten. Neben mir stöhnte Pepita und ich klagte auch, sodass wir eine ganze lange Nacht Seite an Seite seufzten, darf ich sagen: füreinander? Und die Wellen tanzten und der Sturm sang und am nächsten Morgen kam einer nach dem anderen wieder an Deck zum Vorschein. Als wir uns sahen, erröteten wir. So war das damals, und deshalb will ich die Tänzerin Pepita nun nicht verlassen, auch wenn mir Landluft guttun würde. Sie sehen, ich befinde mich in einer delikaten und komplizierten Situation. Und wie immer, wenn ich in schier ausweglosen Situationen bin, vermisse ich Sie noch mehr als ohnehin. Doch daran muss ich mich wohl gewöhnen, denn Sie haben mich verlassen!

Bis zum Schluss zweifelte ich daran, dass Sie tatsächlich fahren würden, hielt es für eine Ihrer Launen, zu oft haben Sie die Reise verschoben, immer wieder, bis ich mir sicher war, dass Sie mich nicht allein zurücklassen würden. Doch ich täuschte mich, Ihre Liebe reichte nicht aus, um bei Ihrem alten Andersens zu bleiben. Wie es richtig gewesen wäre, denn wir sind doch Reisende, meine Liebe, keine Auswanderer, und Reisende kommen wieder, wie die Störche aus dem fernen Ägypten.

Soll ich diesen Brief an Marcus und Rebecca Spring adressieren? Die beiden haben ja auch mich oft genug eingeladen, Amerika zu besuchen, viele, viele bewundernde Leser hätte ich dort, versicherten sie mir, aber die lange Überfahrt machte mir Sorge. Nicht, dass ich feige wäre, das wissen Sie doch, meine Liebe, feige ist nicht der, der sich fürchtet, sondern nur der, der sich seiner Angst nicht stellt. Und das tue ich, oft genug

war ich auf Schiffen, gebeutelt von den Wellen und der Seerkrankheit. Eine Atlantiküberfahrt erscheint mir aber schlicht unvernünftig. Zwei Wochen auf hoher See, ohne Land zu sehen, dafür ist der Mensch nicht geschaffen. Lieber warte ich noch hundert oder tausend Jahre, um dann – ganz gewiss – innerhalb weniger Stunden durch die Lüfte nach New York fliegen zu können. Die Brüder Montgolfier haben bereits den ersten Schritt dazu getan.

Wie soll ich hier allein Zurückgelassener aber bis dahin weiterleben? Wochenlang auf eine mögliche Antwort von Ihnen warten, Briefe und Bücher müde und einsam vor mich hinschreibend, ohne zu wissen, ob das Geschriebene je von Ihren Augen gelesen wird? Geliebte Schwester, ich übe mich in Geduld und hoffe derweilen, dass Sie gut und wohlbehalten in der Neuen Welt, die Sie so lieben, angekommen sind. Ich lege den Brief auf meinen Schreibtisch und warte unruhig auf Nachricht von Ihnen, garniert mit Ihrer neuen Postadresse in Amerika.

Gott bewahre Sie gesund und glücklich.

Mit brüderlichen Grüßen

H. C. Andersen

Ich bin mir sicher, dass Sie mir weiterhin Briefe schreiben, auf den Schreibtisch legen und ungeduldig auf meine Adresse warten, so viel darf ich mir schon einbilden. Weiterhin werden Sie mich mit brüderlichen Grüßen verabschieden, weiterhin von irgendwelchen lächerlichen Schwärmereien berichten, die mich weiterhin verletzen, so dummlich naiv sie auch sind. Ach, ich kenne Sie so gut!

In der Zwischenzeit bin ich wieder etwas zu Atem gekommen. Meine Tür trägt mich, schwankend, aber doch. Die Verwüstung vor mir ist noch genauso unbegreiflich wie zuvor, das Schiff raucht und brennt zornig weiter, auf dem Bugspriet, diesem langen Mast, der nach vor über das Meer ragt, quetschen sich die letzten Überlebenden aneinander, klammern sich an Seile und Ketten. Immer wieder gibt jemand auf, überlässt sich lieber dem Tod im Meer, als an eine Stange geklammert auf das Feuer warten zu müssen. Das helle Sommerkleidchen der Österreicherin kann ich leider nicht erkennen. Es war nämlich dort vorne, wo ich sie das letzte Mal gesehen habe. Soll ich meinen Bericht damit beginnen? Wie ich die junge Frau aus Wien kennenlernte? Sie hieß Hansi, habe ich das bereits erwähnt? Ich kann ja nicht zurückblättern und nachsehen, wie lästig ist doch so ein Gedankenbrief! Während der dreizehn Tage auf dem Schiff hatte ich sie nie zu Gesicht bekommen, da das Wetter so schlecht war, dass wir nicht ins Freie durften, wodurch uns die einzige Möglichkeit genommen wurde, die Passagiere des Zwischendecks zu treffen. Das Zwischendeck war eigentlich nichts als ein stickiger Schlafsaal, dreistöckige Kojenbetten, eingeklemmt zwischen den luxuriösen Kajüten und Salons des Oberdecks und dem vollgestopften Frachtraum ganz unten, in dem sich das Gepäck, die Post für Amerika und der Proviant befanden, darunter auch die Kuh für die Frischmilch. Die Reise verlief in der ersten Klasse geprägt von verblüffendem Luxus, war aber, wie mir der Kapitän später versichern sollte, auch auf dem Zwischendeck sauber und gesittet. Nichts erinnerte mehr an die alten Auswandererschiffe der segelnden Ära, auf denen oft die Hälfte der Passagiere, wie Vieh in dunklen Verschlägen ohne jede Frischluft zusammengepfercht, in ihrem eigenen Saft und Schmutz schmorend die sechs Wochen lange Überfahrt nicht überlebte und im bestia-

lischen Dreck zugrunde ging. Unser Ende ist verglichen damit sehr demokratisch: Wir werden alle verbrennen oder ertrinken, egal ob Ober- oder Zwischendeck, egal ob arm oder reich, Mann oder Frau, Passagier oder Besatzung.

Schreiende Fratzen sehe ich, wenn ich an den Ausbruch des Feuers denke, und das Gewühl viel zu vieler Menschen auf viel zu wenig Platz, der immer knapper wurde, verzehrt durch die Glut, bis sich nur noch ganz vorne und ganz hinten ein paar Gestalten an einem Seil oder einer Kette festhalten konnten. Stechende Hitze spüre ich, wenn ich zurückdenke an den Ausbruch des Feuers, beißenden Rauch, und schließlich die stoisch ins Wasser springenden Menschen, die Feuersäule hinter ihnen, doch das muss schon später gewesen sein, denn das konnte ich nur vom Wasser aus beobachtet haben. Ich habe mich gewundert, dass die Leute nicht wild mit den Armen rudern und mit den Beinen strampeln, wenn sie über Bord gehen, sondern still eine Kerze machen, die Hände zum Gebet gefaltet, als rechneten sie gar nicht mehr damit, wieder aufzutauchen.

Ich muss Ihnen aber endlich von der Österreicherin erzählen, lieber Andersen, sie erscheint mir im Moment die wichtigste Person zu sein, über die Sie Bescheid wissen müssen, wichtiger als der Kapitän, über den ich aber auch noch nicht mein letztes Wort verloren habe. Ohne Hansi wäre ich wohl nicht mehr am Leben, dafür auch nicht in dieser peinlichen Situation, denn meine Nacktheit ist ihr geschuldet. Ich beginne damit, wie ich sie heute – war es tatsächlich heute? Es kommt mir wie ein Menschenleben entfernt vor – wie ich sie also heute, es muss um die Mittagszeit gewesen sein, das erste Mal sah und kennenlernte. Geht es Ihnen auch so, Freund Andersen, dass Sie beim Erzählen verfluchen, dass man alles hintereinander sagen muss? Wie fein hat es der Maler, der alles gleichzeitig darstellen kann, Vorder- und Hintergrund auf einer einzigen Leinwand, nicht

mühsam beschrieben, sondern auf einen Blick wahrnehmbar, wie das letzte Panoramabild des Lebens, das bald vor meinem inneren Auge aufsteigen wird. Doch wir, die wir mit dürftigen Worten versuchen müssen, darzustellen, was wir erlebt haben, sind dazu verflucht, Gefühle, Gerüche und Geräusche ihren Sinnen zu entreißen und Buchstaben zuzuordnen. Das muss ja scheitern! Und noch dazu dieses elend langsame Formulieren, ein lahmes Schreiten durch die Zeit, das hält ja kein Mensch aus, im wirklichen Leben geschieht doch auch alles nebeneinander, in einer einzigen Sekunde mehr, als man in einem ganzen Menschenleben aufschreiben kann! Leiden Sie nicht unglaublich unter dieser Geisel der beschwerlich kratzenden Feder? Und ich habe nicht einmal eine Feder, muss all diese Sätze hilflos im Kopf formulieren und ordnen, einfach so, ohne Ziel, nur weil ich gewohnt bin, Ihnen alles mitzuteilen.

Hätte sich das Wetter nicht endlich gewendet, hätte der hartnäckige Gegenwind nicht endlich an Kraft verloren und die Sonne nicht ihren Durchbruch geschafft, wäre alles anders verlaufen. So aber empfing uns der Tag heute Früh in voller Pracht mit einem leuchtend blauen Himmel, von dem die Sonne mit der wohltuenden Wärme des Spätsommers strahlte, als hätte sie uns nie gefehlt. Tiefblau und unaufgeregt umarmte uns der Ozean von allen Seiten. Bereits am Morgen waren Vor- und Achterschiff dicht bevölkert, die armen Gesellen des Zwischendecks freuten sich, ihre stickigen Kojen verlassen zu können. Sosehr mich das strahlende Wetter auch hinauslockte, hielt mich doch beim Frühstück einer der ungebetenen Vorträge von Maestro Eisfeld auf. Er war mein Tischnachbar, und seit dem ersten Tag versuchte ich seinen Monologen zu entgehen, was aber nicht möglich war. Er ist ja kein uninteressanter Mensch, Dirigent, begann seine Karriere als Hofkapellmeister in Wies-

baden, war dann Orchesterchef in Paris und nun seit fast zehn Jahren Musikdirektor der New Yorker Philharmoniker. Doch irgendwie reagiere ich allergisch auf ihn, ich weiß nicht warum, bin es doch gewohnt, von Männern umgeben zu sein, die mich vollschwatzen und glauben, mir die Welt erklären zu müssen. Vielleicht weil dieser Eisfeld über zehn Jahre jünger ist als ich und sich gebärdet, als wäre ich ein kleines Mädchen. In großer Ausführlichkeit berichtete er mir von den Problemen seiner Arbeit in New York, wo man die Musik nur als Unterhaltung sieht und nicht als die größte Kunst, die Gott uns gegeben hat. Er hatte ja recht, natürlich, auch ich liebe die Musik, doch wollte ich sie hören und nicht erklärt bekommen! »Im letzten Jahr bin ich Gründungsdirigent der Philharmonic Society of Brooklyn geworden, verstehen Sie?«, fragte er mich verschwörerisch, und ich suchte gerade nach einer Ausrede, um mir eine nervenaufreibend penible Erläuterung darüber zu ersparen, was diese neue Position bedeutete, als plötzlich der Name Jenny Lind fiel. Ihre schwedische Nachtigall, lieber Andersen! Eisfeld war ihr während der großen Amerika-Tournee begegnet. Ich wollte einwerfen, dass ich Fräulein Lind in Kopenhagen kennengelernt hatte, doch Eisfeld machte nur eine beschwichtigende Handbewegung und sagte, mich mitleidig anblickend: »Es gibt wohl nur wenige Menschen auf der Welt, die so kühne Erinnerungen an Jenny Lind haben wie ich.« Damit hatte er erstmals meine Neugier geweckt. Aufmerksam schaute ich ihn an und er fuhr fort: »Ach, wenn ich an ihre Ankunft in Amerika zurückdenke, überkommt mich eine wohlige, fast eigennützige Freude – natürlich nur verständlich, denn ich hatte das Privileg, sie in all ihrer strahlenden Größe zu erleben. Ich kann mit Stolz sagen, dass ich jedem ihrer glanzvollen Abende in New York beiwohnte. Ja, ich war stets dort, im besten Parkett, wenn sie die Bühne betrat und ihre Stimme die Luft erfüllte. Man

könnte sagen, ich habe sie während ihrer Zeit in Amerika geradezu begleitet. Doch der Höhepunkt, das unvergessliche Finale: Es war ihr letzter Abend in New York, der Moment, als sie sich mit tränenreichen Augen vom Publikum verabschiedete. Und in ihrer Hand? Ein prachtvoller Strauß – nicht irgendein Strauß, wohlgemerkt, sondern jener, den ich, ja, ich, ihr zukommen hatte lassen!« Triumphierend blickte er mich an. Fast hätte ich laut aufgelacht. Das war alles? Sollte ich ihm sagen, dass ich jemanden kannte, der Jenny Lind einen Heiratsantrag gemacht hatte, nur um dann von ihr mit nichts als schwesterlichen Gefühlen abgespeist zu werden? Sollte ich ihm also von Ihrer schwachsinnigen Schwärmerei für die schöne Schwedin erzählen? Von den Qualen, die Sie erleiden mussten, als Ihre romantischen Gefühle unerwidert blieben und Jenny Lind Ihnen lieber wie einem Bruder zuprostete? Doch Eisfeld gab mir ohnehin keine Chance, ein Wort einzuwerfen, und sprach weiter: »Es gibt eine wunderbare Geschichte über Jenny Lind, die ich immer mit größtem Vertrauen in ihre Wahrheit erzähle – denn sie *muss* einfach wahr sein! Nach ihrem triumphalen Erfolg in Amerika, so heißt es, weilte sie in Italien und machte eines Tages einen Ausflug von Florenz zum Kloster Vallombrosa, das ja bekanntlich von keinem Geringeren als John Milton im *Verlorenen Paradies* erwähnt wurde. Als sie die Kapelle betrat, wurde sie von einem Mönch mit einer Mischung aus höflicher Entschuldigung und kopfschüttelnder Missbilligung darüber informiert, dass Frauen keinen Zutritt hätten. Und was tat sie? Sie lächelte. Mit diesem bezaubernd natürlichen, aus tiefstem Herzen kommenden Lächeln, das nur sie so perfekt beherrschte, dass sie damit Eis zum Schmelzen bringen könnte, sagte sie: ›Wenn Ihr wüsstet, wer ich bin, würdet Ihr mich wohl einlassen.‹ Der Mönch, nicht wenig verwundert, fragte: ›Und wer mag die gnädige Frau wohl sein?‹ Daraufhin verkündete sie

schlicht: ›Ich bin Jenny Lind.« Ah, und in diesem Moment – man könnte fast meinen, die Zeit selbst sei stehen geblieben – neigten alle Mönche ehrfürchtig ihre Köpfe, und die Türen der Kapelle wurden weit aufgerissen. Als sie dann die Orgel erklimmte und spielte, dort, wo einst Milton selbst gesessen und vom Höllensturz des Erzengels geträumt hatte, stelle ich mir vor, wie die Mönche vor Ehrfurcht den Atem anhielten und himmlische Visionen hatten, als sie sang. Wer könnte ihnen verdenken, wenn die Ordensbrüder sich ehrfürchtig bekreuzigten und glaubten, die heilige Cäcilia selbst sei herabgestiegen, um ihnen eine Kostprobe himmlischer Klänge zu geben?« Ich schaute Maestro Eisfeld ungläubig an. Auch ihn schien Jenny Lind völlig verhext zu haben. Wie oft habe ich Sie so von ihr schwärmen gehört? Und mit einem Mal vermisste ich Sie noch mehr als ohnehin, lieber Andersen, Sie und Ihre kindlichen Schwärmereien, die mir so oft Schmerzen bereitet hatten, doch die mich jetzt an Ihre unschuldige Seele erinnerten, die ich doch so sehr liebe. Von diesen zärtlichen Gedanken getragen, verzieh ich Theodore Eisfeld seine ermüdenden Tischgespräche und verspürte nur noch sanftes Mitleid und mütterliche Fürsorge für ihn. Unter dem Vorwand plötzlicher Seekrankheit erhob ich mich, verabschiedete mich mit einer leichten Verbeugung, versicherte ihm meine tiefe Verbundenheit und zog mich in meine Kajüte zurück.

Die Ausrede war schlecht, denn es war der erste Tag ohne Wellengang, doch die tief empfundene Verbundenheit war wider Erwarten echt. Ich empfand mit ihm und für ihn und wünschte Eisfeld von Herzen alles Gute für seinen weiteren Lebensweg. Nie wieder sollte ich ihn sehen. In meiner Kajüte aber setzte ich mich an den Schreibtisch und schrieb Ihnen einen Brief, in dem ich seine Anekdoten über Jenny Lind ausführlich und nicht ohne die eine oder andere spitze Bemerkung

wiedergab. Danach rastete ich etwas, bin vielleicht auch eingeschlafen, denn als ich endlich hinausging, hatte die Sonne ihren höchsten Punkt bereits überschritten. Von den Kajüten der ersten Klasse schlenderte ich gemächlich nach achtern und ließ meinen Blick der schäumenden Spur der Schiffsschraube folgen, die wie eine lange weiße, sich langsam auflösende Linie Europa mit mir verband. Um nicht länger in die Vergangenheit schauen zu müssen, ging ich in Richtung Bug, die gesamten neunzig Meter des majestätischen Schiffes entlang. Dort angekommen, schaute ich Richtung Amerika und Zukunft. Das gefiel mir besser.

Der schlanke, flach nach vorne weisende Mast des Bugspriets schien mir den Weg zu zeigen, schau, hier entlang, dort vorne liegt dein neues Leben. Amerika, wie das schon klang! Nach freundlichem Klima und freundlichen Menschen, nach Demokratie und Frieden. Europa, das war der nasse, nie enden wollende Kopenhagener Winter mit seinen so berechenbaren, einförmigen Menschen, die in klammen Häusern hausten, in verwirrenden Kriegen um verwirrende Grenzen kämpften und sich an Könige und Fürsten klammerten, als hätte Amerika nicht gezeigt, dass es auch anders ging!

Liebe amerikanische Schwester,

ist es nicht ironisch, dass Sie, die Sie aus einer reichen und einflussreichen Familie stammen, glühende Demokratin sind und ich, der ich mich doch aus einfachsten Verhältnissen nach oben gearbeitet habe, lieber auf die Konstanz unseres Königshauses setze? Ich habe mir in den letzten Tagen darüber Gedanken gemacht, da Sie immer so tun, als wäre Ihr Weg nach